

**Christoph Butterwegge: Krise und Zukunft des Sozialstaates.**  
 VS Verlag für Sozialwissenschaften  
 Wiesbaden 2005, 318 S. (24,90 €)

Kaum ein Tag vergeht, an dem die meinungsbildenden Medien des Landes nicht mit Erklärungsmustern für die Krise des Sozialstaates und die Notwendigkeit seines Umbaus aufwarten. Der von einer wirkungsmächtigen Koalition neoliberaler Wissenschaftler und Kommentatoren formulierten Kritik am Wohlfahrtsstaat setzt Christoph Butterwegge, Leiter der Abteilung für Politikwissenschaft an der Universität zu Köln, in seinem neuen Buch bedenkenwerte Alternativen entgegen. Die Forderung, dass soziale Gerechtigkeit als »Topos des politischen Denkens« (S. 249) erhalten bleiben muss, bildet den roten Faden bei seiner Darstellung konkreter Lösungsvorschläge.

Fakten- und facettenreich schlägt der Autor den Bogen von der im Kaiserreich unter Otto von Bismarck entwickelten Architektur der sozialen Sicherungssysteme zum als »Reform« deklarierten Abbau des Sozialstaates unter der Ägide von Rot-Grün. Seiner Auffassung nach kommt die partielle »Refeudalisierung der Arbeits-, Lebens- und Sozialbeziehungen« einem »Rückfall in die Prämoderne« (S. 21) gleich. Eine zentrale These des Buches lautet denn auch, »dass der Sozialstaat seit Mitte der 1970er Jahre restrukturiert und demontiert wird, obwohl er weder Verursacher der damaligen Weltwirtschafts- und der im Grunde bis heute andauernden Beschäftigungskrise war, noch aus seinem Um- bzw. Abbau irgendein Nutzen für die wirtschaftliche oder gesellschaftliche Entwicklung des Landes erwächst« (S. 9).

Unter Rückgriff auf Überlegungen zur Konzeption des Sozialstaates in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts werden schwerpunktmäßig die in der politischen Linken diskutierten Reformalternativen benannt. Gleichwohl weiß der Autor um die Tatsache, dass jene, die sich gegen die Preisgabe sozial- und ordnungspolitischer Errungenschaften stellen, fortwährend mit dem Vorwurf konfrontiert werden, einer antiquierten politischen Agenda nachzuhängen. In diesem Zusammenhang ge-

lingt ihm die lebendig formulierte Reartikulation eines Gedankens, den schon Pierre Bourdieu mit Nachdruck verfolgte. Dieser legte in seinem 1998 erschienenen Beitrag »Der Mythos ›Globalisierung‹ und der europäische Sozialstaat« eindrucksvoll dar, wie die Zurückdrängung der »sichtbaren Hand« des Staates im Gewand der Modernität erscheinen und schließlich eine gewachsene Akzeptanz neo-liberaler Dogmatik begründen konnte: »Diese konservative Revolution neuen Typs nimmt den Fortschritt, die Vernunft, die Wissenschaft für sich in Anspruch, um eine Restauration zu rechtfertigen, die umgekehrt das fortschrittliche Denken als archaisch erscheinen lässt.«

Ausführlich widmet sich Butterwegge den Politikfeldern, die im Zuge der liberal-konservativen Transformation seit 1974 eine prinzipielle Abkehr von althergebrachten, bewährten Prinzipien erfuhren und nach wie vor erfahren. Dazu zählt neben der Familien- und Arbeitsmarktpolitik insbesondere das Gesundheitswesen. Letzterem schenkt er mit einer Diskussion der beiden gängigsten Reformalternativen (Kopfprämie gegenüber Bürgerversicherung) besondere Aufmerksamkeit. Auf knapp 30 Seiten macht er deutlich, dass es sich bei der Antwort auf die Frage nach der Finanzierung der Krankenversicherung um eine »gesellschaftspolitische Richtungsentscheidung von historischer Tragweite« (S. 267) handelt, funktionieren gesetzliche und private Kassen doch nach grundsätzlich verschiedenen Logiken: Solidarität der Versichertengemeinschaft versus Gewinnstreben der Assekuranz.

Die mit der Einführung des »generativen Beitrags« verknüpfte Abkehr von der paritätischen Finanzierung der Pflegeversicherung – seit 1. Januar 2005 müssen kinderlose Versicherte im Alter zwischen 24 und 65 Jahren 1,1 Prozent ihres Bruttolohns in die Pflegekasse einzahlen, während der vom Arbeitgeber entrichtete Beitragssatz bei 0,85 Prozent stagniert – kennzeichnet der Armutsforscher ebenso als »(Teil-)Privatisierung der sozialen Sicherung« (S. 176) wie die Verschärfung des Sozialabbaus durch die sog. Riester-Rente. Die Abkehr vom Umlageverfahren wird nicht nur unter verteilungspolitischen Gesichtspunkten als verfehlt kritisiert; unter Hinweis auf die Volatilität der internationalen Aktienmärkte betont Butterwegge zugleich die prinzipielle

Krisenanfälligkeit des Kapitaldeckungsprinzips.

Die von Helmut Kohl eingeleitete »geistig-moralische Wende« und die nach dem Regierungswechsel im September 1998 ausgebliebene Kehrtwende historisch einordnend, greift Butterwege den tagespolitischen Diskurs auf. Dabei charakterisiert er nicht nur die Sozial-, sondern auch die Steuerpolitik der rot-grünen Bundesregierung als »modifizierte Fortsetzung der Umverteilung von unten nach oben« (S. 170) – unter Einbeziehung einschlägiger aktueller Literatur. Seine Lektüre ist ganz besonders denjenigen Lesern zu empfehlen, die Sozialpolitik nicht als »teuren Kostgänger der Ökonomie« (S. 25) begreifen und den von neoliberalen Eliten fortlaufend torpedierten »Versorgungsstaat« als unabdingbares Korrektiv der Marktprozesse erhalten sehen wollen.

TIM ENGARTNER

**Anselm Jappe: Die Abenteuer der Ware. Für eine neue Wertkritik, Unrast Verlag Münster 2005, 253 S. (16 €)**

Bücher zum Thema Ökonomiekritik haben in letzter Zeit eine gewisse Konjunktur. Veröffentlichungen wie die von Dieter Wolf (2002), Moishe Postone (2003), Michael Heinrich oder Jan Hoff (2004) können dabei als Produkte einer »neuen Marx-Lektüre« verstanden werden, die in den späten 1960er Jahren vor allem in der Bundesrepublik einsetzte. Auch Jappes als Einführung in die Wertkritik konzipiertes Buch steht in dieser Tradition. Doch ist der Terminus »Wertkritik« hier in den spezielleren Zusammenhang einer mit der Krisis-Gruppe verbundenen Marx-Rezeption einzuordnen. Der »politisch und intellektuell monadologisch abgeschlossene Gruppenmarxismus« (Backhaus) der Krisis wird von Jappe gar zum höchsten und letzten Stadium kritischer Theoriebildung stilisiert (S. 61), die von »akademischen Neo-Traditionsmarxisten« (S. 187) abzugrenzen sei.

So breitet Jappe denn auch vornehmlich Grundannahmen der Krisis-Strömung aus, wobei eine kritische Distanz selbst in Detail-

fragen nicht zu erkennen ist, aber wenigstens eine Sprache vorherrscht, die sich über weite Strecken wohlthuend vom feuilletonistischen Stil eines Robert Kurz mit seinen zum Teil übergeschnapten Metaphernreigen unterscheidet. Damit ist allerdings auch der zentrale – der Autor verzeihe mir meine »arbeitsontologische« Ausdrucksweise – Gebrauchswert dieses Buches schon benannt.

Dessen grundlegende Operation besteht in der Identifizierung eines »doppelten Marx« (S. 11) – eines kapitalimmanenten Modernisierungstheoretikers und eines Analytikers der Vergesellschaftung über Wert, Geld und Kapital. Der »esoterische« Teil in Marx' Theorie soll nun zur »fundamentalen Wertkritik« weiterentwickelt und gegen den Traditionsmarxismus geltend gemacht werden. Dieser habe vor dem Hintergrund einer Ungleichzeitigkeit zwischen Kommodifizierung der Arbeitskraft und rechtlich-politischer Inklusion ihrer Besitzer im 19. Jahrhundert (S. 91) unbewusst das Programm der Integration der Arbeiterklasse in die bürgerliche Gesellschaft betrieben, dabei aber den von Beginn an nur als Binnenwiderspruch (S. 84) existierenden Gegensatz von Lohnarbeit und Kapital als systemtranszendierenden imaginiert.

Diesem Integrationsbemühen entsprach Jappe zufolge die positive Inanspruchnahme der von Marx gerade ihrer historischen Spezifität und Abschaffbarkeit überführten Formen Wert, Geld und Staat als selbstverständliche Medien proletarischer Emanzipation. Marx' Ökonomiekritik sei dabei – wenn überhaupt – als metaphysische Spitzfindigkeit wahrgenommen und »Das Kapital« so auf einen linken Ricardianismus reduziert worden. Statt den konstitutiven Zusammenhang von Ware, Geld und Kapital zu begreifen, sei Marxismus lediglich als alternative Indienstnahme des überhistorisch gefassten Wertgesetzes zwecks Abschaffung der Mehrwertabpressung konzipiert worden (S. 89 f.), was ein Verständnis von Wert als *Produkt* von *Arbeit* statt als *Darstellungsform* einer historisch-spezifischen *sozialen Organisationsform* – abstrakter Arbeit – impliziert habe (S. 38). Gerade der real abstrakte, versachlichte Charakter moderner Herrschaft sei dabei aus dem Blick geraten und durch ein »soziologistisches« Modell des Kapitalismus als personaler Herrschaft in sachlich ver-

schleierter Form ersetzt worden (S. 82, 87). Marxismus verstand sich in dieser Hinsicht als Entschleierung und Entlarvung der Klasse, die das Ruder in der Hand hält.

Jappe treibt, wie die Krisis-Gruppe, diese noch heute auf viele taube Ohren stoßende Auseinandersetzung mit der marxistischen Tradition – die allerdings den einen oder anderen Textbeleg verdient hätte – nun aber zu einer Marx-›Rekonstruktion‹ fort, die dessen Ökonomiekritik bestenfalls auf Feuilleton-Tauglichkeit herunterbricht und nicht selten im Irrationalismus einer Aufklärungskritik endet, die ihren Gegenstand stets umschiff, niemals aber durchschritten hat. Man mag dabei sogar von der fragwürdigen Krisentheorie in Gestalt der von Marx selbst später revidierten ›Wertabschmelzungsthese‹ (S. 104, 125) absehen, ebenso von der unzulässigen Reduktion des Klassenbegriffs auf eine nur empirisch-soziologische Kategorie (S. 81, 87) – als läge das ›Geheimnis der Plusmacherei‹ (im werttheoretischen Sinne) auf der Hand. Nachsehen mag man Jappe auch die merkwürdige Konfundierung von gesellschaftlichem Charakter konkreter Arbeit und gesellschaftlicher Arbeitsteilung, die einen ›Kommunismus der Sachen‹ bereits hier und jetzt am Werke sieht (S. 44 f., 127) sowie den Rückfall in eine substantialistische Werttheorie, die mit der Annahme der ›Arbeitsabstraktion‹ vor allem Tausch einhergeht (S. 150). Brenzlich wird es aber, wenn die selbsterklärte Wertkritik ihren Wertbegriff zu bestimmen sucht: Dann wird unter ›Wert‹ nämlich nicht ein *gesellschaftliches Verhältnis von Sachen* verstanden, in das sie von Menschen unter bestimmten Vergesellschaftungsbedingungen der Arbeit gesetzt werden, sondern ein ›Gedankending‹ als intersubjektives, unbewusstes Set von Normen.

Geradezu absurd zu nennen ist die, dem italienischen Marxisten Lucio Colletti entlehene, These von der irrationalen (i. S. von ›logisch-widersprüchlichen‹) Natur des Marxschen Gegenstands als Totalität ›verrückter Formen‹. Die reale Verselbständigung des Vergesellschaftungszusammenhangs (Wert) wird hier mit deren ideologischer Reflexion (Fetisch) identifiziert, Marx' Äußerungen über die systematisch falschen Vorstellungen der Akteure über die Natur der kapitalistischen

Produktionsweise als dessen positive Beschreibung eines ›real paradoxen‹ Gegenstands genommen. Wo Marx z. B. den Bilanzbegriff des Kapitals (Kapital als bloße Geldsumme), demzufolge aus Geld vermittlungslos mehr Geld wird, *kritisiert* (denn sonst wäre  $4 = 5$ ), dort entdeckt Jappe Einsichten in die ›reale Mystik‹ (S. 161) der modernen Gesellschaft. Wer sich soweit von der ›Aufklärungsrationalität‹ emanzipiert hat, der darf auch schon mal ohne zu schmunzeln die Ware als »gleichzeitig Sein und Nichtsein« (S. 193), als logischen Widerspruch, deklarieren.

Jappes Buch zeigt zwar durchaus treffend, wie sehr sich traditionelle Gesellschaftskritik bisweilen im Rahmen unhinterfragter und naturalisierter Kategorien bewegt. Es offenbart aber auch, dass eine postulierte *Wertkritik* noch lange keinen *Wertbegriff* macht. Die monadologischen Zirkel werden daran freilich keinen Anstoß nehmen.

INGO ELBE

Rüdiger Bernhardt: »Ich bestimme mich selbst«. Das traurige Leben des glücklichen Peter Hille (1854-1904), Jenaer Studien, Bd. 6, hrsg. v. Günter Schmidt, Verlag Bussert & Stadelers, Jena und Quedlinburg 2004, 338 S. (39,90 €)

Im Rahmen eines gemeinsam von der Ernst-Ortlepp-Gesellschaft e.V. und der Landesschule Pforta im Juni 2004 veranstalteten Kolloquiums über den Dichter Ernst Ortlepp (1800-1864), einen der großen Unbekannteren der deutschen Literatur, danach befragt, wie lange er an seiner Peter-Hille-Biografie geschrieben habe, antwortete Rüdiger Bernhardt – der in Schulpforte über Hilles westfälischen Landsmann Friedrich Wilhelm Weber referierte – mehrdeutig: »Dreißig Jahre.« Das stimmt – und das stimmt auch nicht. Richtig ist, dass die so facettenreiche deutsche Literatur um 1900 samt den von ihr aufgenommenen europäischen und skandinavischen Einflüssen seit vielen Jahrzehnten ein zentrales For-

schungsgebiet des halleschen Germanisten darstellt. Rüdiger Bernhards Vorliebe für das *Fin de siècle* in Deutschland und die Literatur Skandinaviens bekundete sich zuletzt in einem Buch über August Strindberg (dtv-portrait, München 1999). Den Beziehungen des anderen großen Skandinaviens zur deutschen Literatur der Jahrhundertwende ging Prof. Bernhardt in der im Henschel-Verlag erschienenen Studie »Henrik Ibsen und die Deutschen« (1989) nach.

Mit der Biografie »Ich bestimme mich selbst«. Das traurige Leben des glücklichen Peter Hille« setzt Rüdiger Bernhardt, passend zum 150. Geburtstag und zum 100. Todestag Hilles, einen bemerkenswerten Höhe- und Schlusspunkt unter seine Jahrzehnte währende Beschäftigung mit Leben und Werk des 1854 in Erwitzen (Nordrhein-Westfalen) geborenen und 1904 in Berlin gestorbenen Dichters.

Seit 1988 gehört Rüdiger Bernhardt zu den eifrigsten Mitarbeitern der von der Peter-Hille-Gesellschaft e.V. herausgegebenen »Hille-Blätter«. In dem gemeinsam mit dem westdeutschen Hille-Forscher Friedrich Kienecker 1986 herausgegebenen Auswahlband »Der Spökenkieker – Plaudereien über Dichter, Maler und ein Konzert« notierte Rüdiger Bernhardt in seinem Nachwort über den Autor Hille, dass »die Einmaligkeit dieses Künstlers nur schwer in einen exemplarischen Zusammenhang mit der Kunst- und Literaturentwicklung des ausgehenden 19. Jahrhunderts gebracht werden kann«. Und in der bereits 1975 von ihm herausgegebenen Auswahl »Ich bin, also ist Schönheit« betonte Rüdiger Bernhardt, dass, ähnlich wie das Werk, auch die Person Peter Hille kaum auf einen einfachen Nenner zu bringen ist; was die Literaturhistoriker oft ratlos stimmte und daher zu divergierenden Einordnungen finden ließ: »Anarchist für die einen, Kirchenfeind für die anderen, katholischer Menschheitsreformer und Erziehungsfanatiker; so moralisch er jenen erschien, so unmoralisch war anderen Hilles Leben und Dichtung. Vertreter des *Fin de siècle* und vorkämpferischer Gottsucher; immer wieder wurden Extreme mit Gestalt und Werk Peter Hilles in Verbindung gebracht.« Ein Resümee, das der Autor auch nach dreißig Jahren ohne nennenswerte Änderungen in seine Hille-Biografie übernehmen konnte (S. 40).

Peter Hille wurde als rundherum seltsame Erscheinung wahrgenommen. 1,54 Meter groß, charakterisiert von »wirrem Haar und Wotansbart«. Wilhelm Spohr erinnerte mit diesen, an Nietzsches Diktion angelehnten Worten an Peter Hille: »Diogenes, Wüstenwanderer, Kind, Genie und scharfer Geist zugleich, mit seinen Satiren auf den Stumpfsinn und seinen hinreißenden Dithyramben auf die Schönheit, ihm fehlte wenig zu einem modernen Heiligen.« Derartige (meist postum skizzierte) Beschreibungen sind, wie Rüdiger Bernhardt darlegt, Teil der »romantischen Verklärungen«, die nach Hilles Tod aus seinem in Armut verbrachten Leben eine golden glänzende Legende machten. Hier wird soziales Elend in starkem Maße ästhetisiert. »Eine Welt«, so Bernhardt, »die sich während des Lebens nicht sonderlich um den Dichter gekümmert hatte, fand ihr Thema. Mit der späten Huldigung konnte sie auch die eigene Schuld bemängeln, einen schwer zu integrierenden Menschen ins Abseits gestellt und dort belassen zu haben.« Ein Phänomen, das sich, beginnend mit dem traurigen Leben des glücklichen Sturm- und Drang-Dichters Jakob Michael Reinhold Lenz, durch die gesamte deutsche Literaturgeschichte zieht.

Peter Hille floh erst aus der Schule (zuletzt aus dem Gymnasium in Münster), die für ihn eine »Folteranstalt« war, dann eine Landwirtschaftslehre und eine Tätigkeit als Gerichtsschreiber, am Ende auch aus Westfalen, um ab 1877 als Dichter zu leben. Dass er 1877/78 in Leipzig studiert haben will, ist reine »Erfindung« (Bernhardt), entspringt wie so viele Angaben zu seiner Person der Privatmythologie Hilles, der bei autobiografischen Auskünften selten zwischen Dichtung und Wahrheit unterschied. Rüdiger Bernhardt spricht deshalb von Peter Hilles »Wunschbiografie«. Gleiches gilt auch für sein Werk: In seinen Bibliografien finden sich immer wieder Titel, zu denen es keine literarischen Texte gibt. Auch hier war der Wunsch der Vater des Gedankens. Diese falsch gelegten Fährten – denen Hille-Forscher nicht selten blind folgten – enttarnt zu haben, ist ein Verdienst des philologischen Spurensuchers Rüdiger Bernhardt.

Über das Leben Peter Hilles – sofern es nicht im Berliner Restaurant »Schwarzes Ferkel«, dem Treff der literarischen Bohème,

oder in Friedrichshagen, dem »Klein-Weimar der modernen Geister« (Julius Hart), Teil der öffentlichen Aufmerksamkeit war – ist erstaunlich wenig überliefert. Von intimen Beziehungen oder gar von Lebensgemeinschaften kann der Biograf nichts berichten. Nur eine (unerreichbare) Liebe Hilles konnte namhaft gemacht werden: Else Lasker-Schüler. Sie gehörte zu Hilles engen Freunden. Sie war es auch, die 1906, da die Erinnerung an den Dichter zu verblassen begann, ein Peter-Hille-Buch herausgab, auf dessen Titel das Porträt des Verblichenen mit »St. Peter Hille« bezeichnet ist. Heiliger Hille!

Die von ihm gepflegten freundschaftlichen und kollegialen Beziehungen werden von Rüdiger Bernhardt bis in die feinsten Verästelungen verfolgt. Da sind u. a. der seltsame Wilhelm Arent, ein glühender Nietzsche- und Lenz-Verehrer, der eindrucksvolle Stanislaw Przybyszewski, der sensible Johannes Schlaf und der engagierte Erich Mühsam. Letzterer erinnerte sich am 17. Oktober 1915, nachdem er vom Tode Paul Scheerbarts gelesen hatte, auch an den einstigen Weggefährten Peter Hille: »Die Zeitungen nennen ihn (Paul Scheerbar, K. A.) einen komischen Kauz, einen Sonderling und wie noch alles. Dass sie und das Publikum ihn haben verhungern lassen wie seinerzeit Peter Hille, das wollen sie nicht wissen.« (Erich Mühsam: Tagebücher 1910-1924, 3. Aufl., München 2004, S. 161.)

Man wird das Verständnis für die Dichtung Peter Hilles im Allgemeinen und seiner Lyrik im Speziellen verfehlen, wollte man sie mit der allgemeingültigen literaturwissenschaftlichen Elle messen. Schon im Nachwort zu der vor dreißig Jahren veröffentlichten Ausgabe von Hille-Essays »Ich bin, also ist Schönheit« gab Rüdiger Bernhardt zu bedenken: »Nicht mit dem rationalen Durchdringen, sondern mit emotionaler Übereinstimmung sind die Gedichte Hilles zu begreifen.« Des Dichters eigentliches Element war jedoch der Aphorismus, als deren griffigstes Beispiel der eben zitierte gelten darf, welcher der Bernhardtschen Auswahl von 1975 auch zum Titel verhalf. Hille bedurfte als Autor stets der Anregung. Als Aphoristiker rieb sich Hille – natürlich – an Friedrich Nietzsche, zu dem er ein ambivalentes Verhältnis hatte. Seine Prosa, das bemängelte die zeitgenössische Kritik immer wieder, und

das betont auch sein Biograf, war zu unausgegoren, um weite Leserkreise begeistern zu können. Was nicht zuletzt daran lag, dass Hille kein Dichter war, der sich an einem Text lange aufhielt.

Diese Studie ist nicht nur die erste große Biografie über das traurige Leben des glücklichen Peter Hille, sondern eine Respekt abnötigende Gesamtdarstellung der Berliner Literatur um 1900. Es ist keine Prophetie, wenn wir hier festhalten, dass es sich um ein Standardwerk handelt, an dem sich alle folgenden Publikationen zu Peter Hille messen lassen müssen. Den Autor kann man zu diesem Opus magnum nur beglückwünschen; umso mehr, da Prof. Dr. Rüdiger Bernhardt in diesem Jahr sein 65. Lebensjahr vollendet. Herzlichen Glückwunsch!

KAI AGTHE

**Kay Möller: Die Außenpolitik der Volksrepublik China 1949-2004. Eine Einführung, VS Verlag für Sozialwissenschaften Wiesbaden 2005, 280 S. (22,90 €)**

Das »Phänomen China« ist in aller Munde. Und es gibt ja in der Tat genug zu erörtern. Wie kommt es, daß China bisher die einzige Macht in der Geschichte ist, die auf den eigentlich üblichen »Aufstieg und Fall der Großmächte« (Paul Kennedy) einen erneuten Aufstieg zu setzen vermochte? Nämlich den, den wir jetzt erleben – nachdem das Land von der Großmacht, die es bis in die Mitte des vergangenen Jahrtausends dargestellt hatte, im 19. Jahrhundert zum Spielball der aufstrebenden imperialistischen Mächte herabgesunken war? Wie erklärt sich, daß China dasjenige Land ist, das im Jahrhundertbogen von 1900 bis 2000 den größten und erstaunlichsten Aufschwung nahm? Von der zerrütteten, verarmten, in Kriegen erstickten Halbkolonie zur politischen und wirtschaftlichen Großmacht mit den höchsten Zuwachs- und Modernisierungsraten?

Leider gibt Möllers Buch – auf dem Umschlag als »Lehrbuch« ausgewiesen – auf diese so spannenden Fragen kaum schlüssige

Antworten. Das hat eine Menge mit der eigenartigen »Verwissenschaftlichung« zu tun, mit der der Autor sich seinem Thema nähert. Schon in der Einleitung wird das deutlich: Nicht der Gegenstand »China« als lebendiger, pulsierender Akteur in einer rasch sich verändernden Welt steht dort im Mittelpunkt der Betrachtung, sondern die Betrachtung selbst. Diese setze – doziert Möller – »paradigmatische Entscheidungen bezüglich der Natur internationaler Politik und der Rolle des Staates« voraus, wobei zu bedenken sei, dass eine solche Entscheidung »nach der Jahrtausendwende sehr viel schwerer« falle »als noch zu Zeiten des Kalten Krieges«, denn »wie zu erwarten«, habe »das ›Ende der Geschichte‹ unter Theoretikern der Internationalen Politik neue und anhaltende Debatten provoziert« (S. 11). Dies alles bedenkend, folge »die vorliegende Analyse im Wesentlichen den positivistischen Prämissen der Rationalisten« und verstehe als »relevant« die »europäische Erfahrung mit Konfrontation und Kooperation«. Und dies nun wiederum impliziere »keine grundsätzliche Vernachlässigung intersubjektiver Phänomene, wohl aber den Standpunkt, dass der Konstruktivismus zwar eine ›meta-theoretische Position‹ anbietet, aber kein handhabbares Instrument der Analyse, mittels dessen man etwa vorhersagen könnte, unter welchen Umständen sich ›Identitäten‹ dramatisch verändern« (S. 12).

So what?, möchte man fragen, und begibt sich ins erste Kapitel »Ursprünge, Selbstverständnis, Instrumente«: begierig, herauszufinden, was aus der Anwendung dieses Theorienwulsts nun an neuer Erkenntnis fließen möge. Es zeigt sich aber bald: Möller arbeitet mit einer durch *keinerlei* Methode gestützten Aneinanderreihung dieser und jener innen- und außenpolitischen Episode, nie erklärend, warum er gerade diese und keine andere ausgewählt hat, und so gibt es zwar eine Menge den Neuling gewiß staunen machender Informationen, aber zugleich jede Menge Weglassungen und vor allem: auch nicht die Spur eines roten Fadens. Beispiel: der Abschnitt »Revolution und Bürgerkrieg«. Von 1911 ist die Rede – aber nicht von der Dimension und Tragweite der Revolution. Der Versailler Vertrag wird genannt – aber kein Wort gibt es zur mit ihm verbundenen Demütigung Chinas.

(S. 22) Wenn aber diese Demütigung nicht angesprochen wird, kann man das Kontinentalbündkonzept von Sun Yatsen nicht verstehen – und Möller hat es ja auch ganz einfach weggelassen. Das aber ist denn doch ziemlich schwerwiegend: ein Konzept zu »vergessen«, das nicht nur für die Außenpolitik des *einen* Sun-Yatsen-Erben Tschiang Kai-schek in den dreißiger Jahren eine richtungweisende Funktion hatte (und übrigens auf deutscher Seite auch lange so verstanden und ausgenutzt wurde!), sondern selbstverständlich auch das Denken des *anderen* Sun-Yatsen-Erben Mao Zedong beeinflusste und bis heute durchaus Attraktivität zu entfalten vermag. China plus Rußland (Sowjetunion) plus Deutschland – die drei Versailles-Verlierer – gegen die Versailles-Gewinner USA, Großbritannien, Frankreich, Japan: das war die Sun-Idee. Möller ignoriert sie – und ignoriert folgerichtig im Abschnitt »Antijapanischer Krieg und Bürgerkrieg« (S. 24-27) den Nichtangriffspakt zwischen der Sowjetunion und China vom 21. August 1937. Und es kommt noch schlimmer: Auch das Wort *Zweiter Weltkrieg* kommt in diesem Abschnitt nicht vor, die Achse Berlin-Tokio bleibt unerwähnt, die für den ostasiatisch-pazifischen Kriegsschauplatz entscheidende sowjetische Offensive gegen die japanische Eine-Million-Mann-Armee in der Mandschurei im August 1945 – eine Offensive, mit der der KP Chinas ein wesentlicher Stützpunkt für ihre spätere Einflußerweiterung geschaffen wurde – wird auf ein lakonisches »UdSSR besetzte Mandschurei« reduziert, und weil vom Weltkrieg nicht die Rede ist, kann »natürlich« auch nichts zur Kairo-Konferenz vom 22. bis 26. November 1943 zwischen Roosevelt, Churchill und Tschiang Kai-schek gesagt werden, und auch die UNO bleibt unerwähnt. Ja, auch die UNO – obwohl doch die Tatsache, daß China (zu diesem Zeitpunkt die Republik China unter Tschiang Kai-schek) als Siegermacht des Weltkrieges zum Gründungsmitglied der Weltorganisation und zum Ständigen Mitglied ihres Sicherheitsrates wurde, geradezu eine Revolution darstellte und die Übernahme dieses UN-Sitzes durch die VR China 1971 eine weitere.

Die Weglassung solcher *wesentlichen* Ereignisse und Zusammenhänge der Vorgeschichte führt auch in den folgenden Kapiteln, in denen

es unter dem Gesamttitel »Zeit« um »1949-1955: Die Allianz mit der Sowjetunion«, »1956-1965: Das Ende des sozialistischen Lagers«, »1966-1969: Isolation«, »1970-1979: Die Normalisierung der Beziehungen zum Westen«, »1978-1989: Das strategische Dreieck« und »1990-2004: Virtuelle Großmacht« und unter dem Gesamttitel »Raum« um die heutigen Beziehungen Chinas zu den Regionen und Ländern im einzelnen geht, zu einem Bild der chinesischen Außenpolitik, das nur durch Zufälligkeiten bestimmt zu sein scheint. Und wenn es dann doch einmal zusammenfassend und theoretisch wird, bietet Möller Sätze an wie diese: »Der Primat der Souveränität erklärt sich mit realen und imaginären Erfahrungen aus der Zeit der ›ungleichen Verträge‹ und begründet sowohl Schwierigkeiten im Umgang mit dem Westen als auch anhaltende Probleme mit Intervention und qualitativem Multilateralismus« (S. 38). Oder: »Grundsätzlich trifft jedoch folgende Charakterisierung (...) auf den Umgang der Volksrepublik mit regionalen und internationalen Regimen zu: Bevorzugt genutzt werden Gelegenheiten zum ›free riding‹ (das heißt, Dritte übernehmen Verpflichtungen, China jedoch nicht). Soweit dies Probleme mit sich bringt, versucht man gelegentlich, Verhandlungen zu verlangsamen oder in eine andere Richtung zu lenken. Wenn auch das schwierig wird, bemüht sich Peking um Interessenkoalitionen mit Gleichgesinnten und damit um eine Begrenzung des mit Obstruktion einhergehenden Imageschadens« (S. 39). Oder: »Die Volksrepublik des Jahres 2004 bietet ihren Bürgern keine Werteorientierung, weil sie in erster Linie den Machterhalt einer anachronistischen Elite gewährleistet« (S. 251). Beispiele für solche Thesen, Vergleiche mit anderen Ländern? Meist Fehlzanzeige. Und wenn doch, dann so: China leiste »kein Bekenntnis zu ›qualitativem Multilateralismus‹ und dem einhergehenden Souveränitätsverzicht«, die USA hingegen täten dies. Zwar »spielten« sie »mit einer gewissen Zwangsläufigkeit ›Ersatz-Weltregierung‹«, beförderten dabei aber zugleich sowohl »eine wirtschaftliche Globalisierung (...), die ihre eigene Handlungsfähigkeit beschneidet«, als auch »über Institutionen wie den IWF oder die WTO Ansätze für eine neue multilaterale Ordnung« (S. 251).

Das ist das uralte Schema der Euro- und Westzentristen: Der Westen ist gut, erkennbar, begreiflich; China aber bedrohlich, ohne Werte und Konzept, unbegreiflich. Keine wirklich gute Grundlage für ein »Lehrbuch«.

WOLFRAM ADOLPHI

Corinna Kuhr-Korolev:

»Gezähmte Helden«.

Die Formierung der Sowjetjugend 1917-1932, Klartext Verlag  
Essen 2005, 365 S. (39,90 €)

Im Zentrum der Untersuchung – einer Dissertation im Rahmen des von der Volkswagen-Stiftung geförderten, unter Leitung von Prof. Dr. Stefan Plaggenborg und Prof. Dr. Heiko Haumann stehenden Projekts »Jugend und Gewalt in Sowjetrußland 1917-1933« – stehen die Altersgruppe der 14-23jährigen (S. 9), die unterschiedlichen Versuche von seiten einiger Parteiführer, diese für die Politik der Kommunistischen Partei zu gewinnen, und die Reaktion der Jugendlichen darauf. Jugendpolitik und Jugendkult – die Antwort der Betroffenen darauf bewegte sich zwischen Mitmachen und gewalttätiger Ablehnung (S. 11).

Die unterschiedlich starke Verfügbarkeit von Archivmaterial im ehemaligen zentralen Komsomolarchiv (seit März 1999 Teil des ehemaligen Zentralen Parteiarchivs, heute RGASPI) hat es mit sich gebracht, daß der Schwerpunkt der Untersuchungen auf den zwanziger Jahren – also auf der Zeitspanne vom Beginn der NÖP bis zu den erfolgversprechenden Jahren des ersten Fünfjahresplans – und auf der Situation in den Städten Moskau, Smolensk und Novosibirsk liegt. Es sind die Jahre zwischen der Absage an die mit Gewalt verbundene Politik des Kriegskommunismus und der von Stalin im Zuge der Getreidebeschaffungskampagne 1928 geforderten und durchgesetzten Rückkehr zur Gewalt. »Ab 1928 verlieren sowohl das Archivmaterial als auch die publizierten Quellen stark an Aussagekraft, weil Planziffern und Produktionserfolge Seite um Seite füllen« (S. 30).

Ein Leitmotiv der Autorin ist die Diskussion und Differenzierung der »Plaggenborgschen

Kontinuitätsthese«, die besagt, daß der Stalinismus bereits vor seiner Zeit vorformuliert worden ist (S. 24). Für Plaggenborgs These spricht die anfängliche Ablehnung der NÖP als einer neuen, nicht nur auf die Ökonomie bezogenen Politik durch viele Partei- und Komsomolmitglieder. Schließlich kehrte in den Jahren der NÖP die gestürzte bürgerliche Gesellschaft wieder zurück. Daß Nikolai Bucharin in dieser Zeit sozialistische statt kommunistische Moral propagierte, ist kein Zufall. Die angestrebte kommunistische Gesellschaft schien in den Hintergrund zu rücken.

In drei Kapiteln werden »Konstruktion, Rollenzuweisung und Idealisierung der Sowjetjugend« (S. 35-85), die »Konzeption des Jugendalters und die Formung des jungen ›Sowjetmenschen‹« (S. 87-219) und die »Ansätze einer staatlichen Jugendkultur in den Medien« (S. 221-321) untersucht. Das erste Kapitel stellt das Jugendbild der Parteiführung vor und diskutiert die Selbstdarstellung des Komsomol, im zweiten Kapitel werden die Jugendforschung und die Pädagogik, die Debatten über Moral, neue Lebensformen und Sexualität sowie das Konzept der »Körper-Kultur« skizziert. Jugendpresse und Jugendliteratur sind Gegenstand der Untersuchung im dritten Kapitel.

An die Stelle der anfänglichen »Begeisterung der Parteiführung für den Aufbruchgeist der Jugend« traten die »Ängste über das unkontrollierte Potential und der Wunsch nach Disziplinierung« (S. 128). Wie die Führung ihre Diskurshoheit in allen Sphären des öffentlichen und privaten Lebens durchzusetzen suchte, auf welche Schwierigkeiten sie dabei stieß und welche öffentlichen und internen Debatten diese Disziplinierung und Reglementierung begleiteten, ist das eigentliche Thema der materialreichen und höchst informativen Studie, die, wenn sie auch nicht immer leicht zu lesen ist, doch im wahrsten Sinne des Wortes »Neuland« erschließt.

WLADISLAW HEDELER